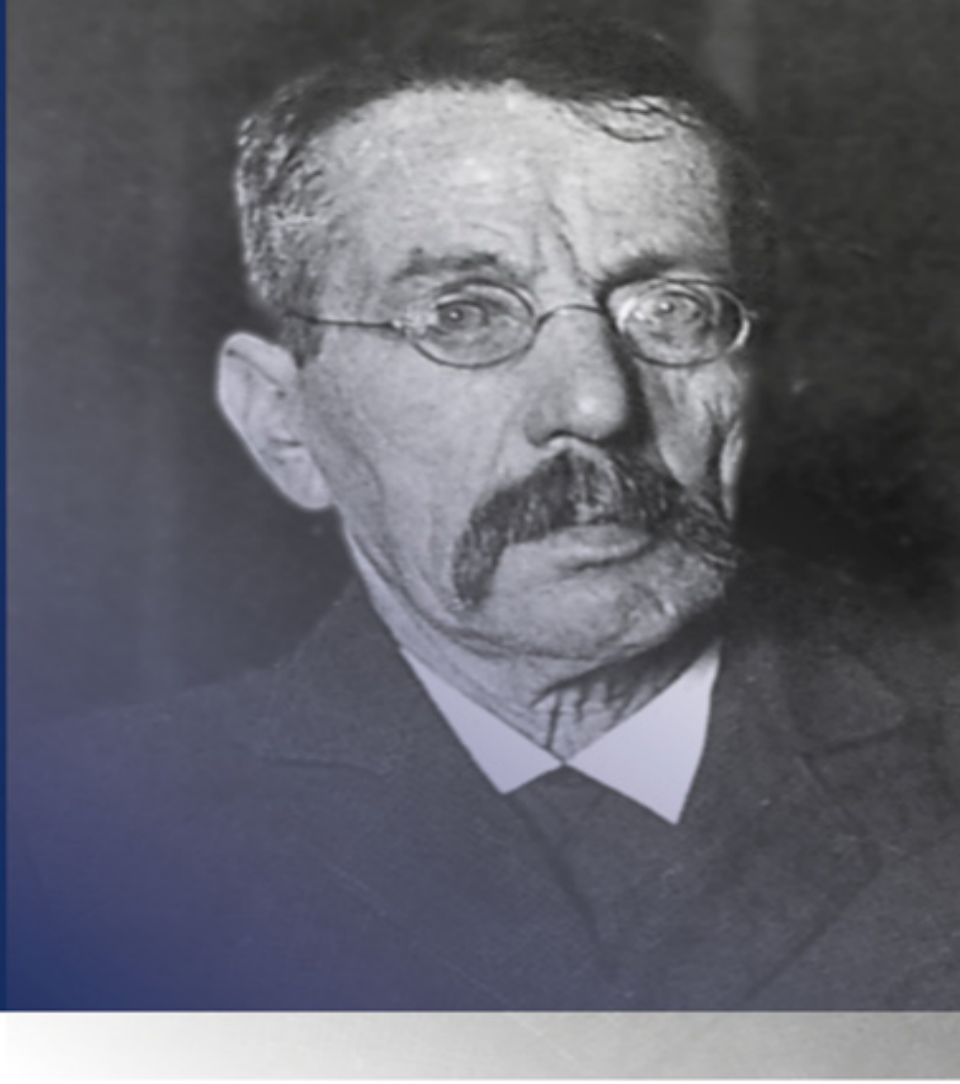

DIETER
HEYMANN

HEINRICH

Geschichte einer Kaufmannsfamilie 1807–1945

Inhalt

Prolog

Wie alles begann …
Daniel entdeckt Mendelssohn
Werner Richard Heymann in Berlin
Jüdische Sitten und Gebräuche
Daniel beginnt seine Berufskarriere
Daniels Hochzeit und der Sprung in die Selbstständigkeit
Darmstadt und der Jugendstil
Lebensreform um das Jahr 1900
Jakob – Erstgeborener und Unternehmenserbe?
Jakob tritt nicht in das väterliche Unternehmen ein
Eine kleine Exkursion: Der Baron
Konkurrenz belebt das Geschäft – und spaltet die Familie
Ausbruch des Ersten Weltkrieges
Paulines geniale Idee
Frauen hatten sich ihren Männern unterzuordnen
Heinrich kommt nicht aus dem Krieg zurück
Es gab nichts mehr zum Essen
Eine schwere Zeit bricht an
Vater berichtet über seine Schulzeit
Franz Kafka, die *Spanische Grippe* und ein kurzer Umriss der Seuchengeschichte
Virologie – aktueller denn je
Warum heißt es eigentlich »Spanische Grippe«?

Paul gerät mit seinem Vater aneinander

Aufstiegsmöglichkeiten in den *Goldenen Zwanzigern*

Weltwirtschaftskrise 1929

»Gebt mir nur vier Jahre!«

Hitler verspricht jedem Deutschen ein Auto?

Kriegsvorboten

Der Zweck dieses Buches – und die Schwierigkeit mit Zeitzeugen

Die Nazi-Gesetze treffen die Familie

Jüdisches Leben in Darmstadt

XI. Olympiade 1936 in Deutschland

Eintritt in die SA und Entlassung in der Firma

Heinrich tritt in den väterlichen Handwerksbetrieb ein

»Übernahme« von *Betten-Schatz*

Enteignung jüdischen Kapitals

Übernahme von Teppich Meyer

Probleme bei der »Übernahme« der *Bettfedernfabrik S. Blum & Söhne*

Konferenz von Évian

Reichspogromnacht

Jüdische Geschäfte

Hitler und die Kirche

Martin Heidegger und der philosophische Umgang mit dem Nationalsozialismus

Gerechtigkeit Gottes

Hitler dopte

Ein V für den Sieg

Darmstadt 1942

Alfons, Vaters Kriegskamerad

Wettlauf der Alliierten um die Vormachtstellung in Deutschland
Heinrichs Wehrmachtssoldbuch
Totale Zerstörung von Darmstadt
Das Kriegsende stand bevor …
Heinrich kommt aus dem Krieg zurück
Entnazifizierung und zunehmende politische Selbstverantwortung
Wiederaufbau
Die Rolle Groß-Zimmerns für die Heymanns
Hätte es vielleicht doch einen Ausweg gegeben …?
Was bedeuten Krisen?
Epilog
Kapitulationserklärung
Stammtafel der Familie Heymann

Prolog

Mein Vater hinterließ mir einen prall gefüllten, bereits mehrfach gebrauchten Leitz-Ordner mit handschriftlichen Aufzeichnungen über sein Leben. Viele Seiten, auch aufgetrennte, schon einmal benutzte DIN-A4-Briefumschläge hatte er wieder verwendet. Das kannte ich von ihm – so war er. Sparsamkeit war zeitlebens einer seiner höchsten Grundwerte. Er hat immer gesagt, *man kann nur so viel Geld ausgeben, wie man zur Verfügung hat.*

Was er mir damit hinterlassen hat, ist wirklich ein wahrer Schatz.

Viel Zeit hatte er im Ruhestand im Lesesaal der Staatsbibliothek Darmstadt verbracht, viele Bücher exzerpiert und noch mehr Zeitungen im Stadtarchiv durchforstet. Über Generationen hinweg berichtete er bis in alle Einzelheiten von seinem Großvater, seinem Vater und was ihm selbst widerfahren ist und ihn ganz besonders berührte, über was er froh war und was ihn traurig machte. In welchen Zeiten er aufwuchs, wie die Familie den Ersten und den Zweiten Weltkrieg überlebte. Über die entbehrungsreiche Zeit des Wiederaufbaus und dass er sich sein Leben eigentlich ganz anders vorgestellt hatte. Was er eigentlich überhaupt niemals wollte, war, die Firma seiner Vorfahren zusammen mit seinem Bruder zu übernehmen. Und trotzdem kam alles anders. Die beiden haben nach dem Zweiten Weltkrieg das geerbte Vermögen zu einem erfolgreichen Unternehmen gemacht.

Der zweite Goldschatz, der mir in die Hände fiel, ist die Autobiografie des jüngeren Bruders meines Vaters unter dem Titel »Mein Lebenslauf«. Seine Vita war, anders als bei meinem Vater, fein säuberlich auf einer »Olympia Monica«

getippt, einer Kofferschreibmaschine, wie sie meine Enkelkinder wohl nicht mehr kennen. Ich habe sie geerbt und halte sie heute noch in Ehren, obwohl ich sie längst nicht mehr benutze. Das gesamte Werk hatte er sauber gebunden und mit schwarzem Isolierband am linken Seitenrand zusammengeheftet. In einer Zeit, bevor es die modernen Kopierer gab, hatte er alle Seiten auf eine Matrize getippt und mit einem sogenannten Matrizendrucker vervielfältigt. Alle Verwandten und Freunde erhielten ein Exemplar. Onkel Paul war auf sein Werk im Umfang von 40 DIN-A4-Seiten sehr stolz. Ich hatte es damals nur kurz überflogen und irgendwo abgelegt. Erst beim Schreiben dieses Buches habe ich mich wieder daran erinnert und lange suchen müssen, bis ich es endlich wiedergefunden hatte.

Mir ist der unglaubliche Wert dieser beiden einmaligen Dokumente historischer Zeitgeschichte erst beim Durchlesen bewusst geworden. Damit haben mein Vater und Onkel mich motiviert, daraus ein weiteres Buch zu verfassen. Sozusagen ihre Werke zum Sprechen zu bringen! Ob das den beiden gefallen hätte? Bei meinem Vater bin ich mir ziemlich sicher, was Onkel Paul dazu gesagt hätte, kann ich mir nicht vorstellen. Zeit seines Lebens hatte er immer Probleme, über seine Vergangenheit zu reden. Es hatte mich schon verwundert, dass er sie in seiner Biografie doch recht detailliert beschrieben hat, und vor allem, dass er sie dann doch an alle möglichen Menschen außerhalb unserer Familie verschickt hat.

Als Chronist beschreibe ich das Leben von Vater und Onkel, genauso wie sie es aufgeschrieben haben. Tagebuchartig, sachlich, oft sehr emotional, dennoch gleichermaßen spannend erzählt. Viele Originalzitate habe ich ihren Aufzeichnungen entnommen und manches fiktiv in ihrem Sinn dazugeschrieben. Sie kommen selbst viel zu Wort. Ich möchte sie erzählen lassen, sowohl ihre Lebensgeschichten im 20. Jahrhundert als auch die der

Vorfahren, zurück bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, zum Stammvater der Familie Leopold Heymann. Die Familien- und Zeitgeschichte kann nur fragmentarisch erzählt werden, aber auch kosmopolitisch in der Zeitgeschichte eingebettet. In der Reflexion kommt es mir vor wie eine unglaubliche Geschichte, die so, aber auch ganz anders hätte ausgehen können.

Dieter Heymann
Darmstadt, Dezember 2020

Wie alles begann …

Die Folgen der Deutschen Revolution 1848 / 49, der Deutsch-Französische Krieg 1870 / 71 zwischen Frankreich und dem Norddeutschen Bund unter der Führung Preußens sowie den mit ihm verbündeten süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt ließen 1871, im Jahr der Reichsgründung, das »Jahrhundert der Moderne« beginnen. Treffender kann man die atemberaubende Entwicklung dieser Zeit in Deutschland nicht bezeichnen. Und genau an dieser Stelle beginnt die Familiengeschichte und immer sehr eng mit ihr verbunden: die Firmengeschichte der Heymanns. Natürlich mussten viele Tiefpunkte überwunden werden, andererseits profitierte man aber auch von den historischen Ereignissen. Es ist ungemein spannend, wie unterschiedlich die beiden Brüder Heinrich und Paul ihr eigenes Leben und die Ereignisse ihrer Vorväter in ihren Biografien selbst darstellen. Gegensätzlicher hätten Charaktere kaum sein können. Aber vielleicht war gerade das letztendlich ihr Geheimrezept für ihren unglaublichen Erfolg.

In sechs Generationen Familiengeschichte ist viel passiert. In der Welt, in Darmstadt und natürlich auch bei den Heymanns. Aus diesem Grund möchte ich zurückblicken auf die allerersten Anfänge. Das sind fast zwei Jahrhunderte voller Pioniergeist, Mut und Ausdauer in der Familie. Aber auch eine Zeit totaler Umbrüche und immer wieder notwendiger Neuanfänge.

Wie meistens bei Geschichtsbetrachtungen müssen wir ganz vorne beginnen, um spätere Zusammenhänge zu verstehen. Der erste in der Geschichte war der israelitische Handelsmann und Stammvater der Heymanns, Leopold

Heymann. Über ihn und seine Frau konnte ich nicht viel herausfinden. Sie hatten eine Tochter, Wilhelmine Heymann, genannt Lina, die am 19. Dezember 1823 geboren und bereits am 22. März 1856 mit gerade einmal 32 Jahren gestorben ist – im gleichen Jahr wie ihr Vater Leopold. Lina Heymann war 25, als sie am 23. Oktober 1849 ihren Sohn Heinrich zur Welt brachte, den Gründer der Firma Heymann. Bessungen war damals eine eigenständige Gemeinde, die erst 1888 zu Darmstadt eingemeindet wurde. *Mein Großvater kam durch einen Sündenfall eines Metzgermeisters namens Jakobi auf die Welt, was die Nachforschungen ganz erheblich erschwerte*, schreibt mein Vater in seiner Biografie. *Die Mutter von Heinrich, Wilhelmine Heymann, genannt Lina, war ledig und arbeitete bei der Metzgerei Jacobi in der Bessunger Straße. Der verheiratete, untreue Metzgermeister soll der Vater gewesen sein, hatte aber immer alles abgestritten und wollte von dem kleinen »Judenbalg« überhaupt nichts wissen. Er hatte Lina sofort weggeschickt, als er von ihrer Schwangerschaft erfuhr*. In den amtsgerichtlichen Akten bescheinigt ein Justizangestellter: *Es wird hiermit bescheinigt, daß Vormundschaftsakten über den am 23. X. 1849 in Darmstadt-Bessungen als unehelicher Sohn der Jüdin Lina Heymann geborener Heinrich Heymann nicht vorhanden waren, mithin sein außerehelicher Vater nicht festzustellen ist.*

Jude ist automatisch jedes Kind, das eine jüdische Mutter hat. Nach dem Verständnis des Judentums ist es allein durch seine Abstammung sein Leben lang Jude oder Jüdin. Am achten Tag nach der Geburt bekommen die Kinder ihren Namen. Jungen werden beschnitten. Oder konkret: Die Vorhaut ihres Penis wird entfernt, als unveränderliches äußeres Zeichen für den Bund mit Gott.

Im Kirchenbuch der Petruskirche steht, *Heinrich Heymann wurde als Pflegekind bei Katharina Schneider, geborene Marx, der Witwe des verstorbenen Ortsbürgers Daniel*

Schneider, aufgezogen. Die kinderlose, junge Witwe hatte sich so sehr ein Kind gewünscht. Durch Klatsch und Tratsch der Leute auf der Straße erfuhr sie vom – durch diesen verleugneten – Fehltritt des Bessunger Metzgermeisters. Der Kleine tat ihr unendlich leid. Als ehrbare Witwe eines großherzoglichen Angestellten genoss sie den notwendigen Respekt und das Ansehen der Bevölkerung und holte sich das elternlose kleine Bübchen aus dem Waisenhaus. Ihre ganze Liebe und Aufmerksamkeit widmete sie ihm. Ihr verstorbener Mann und sie selbst waren evangelisch. Im Januar 1857 ließ sie ihn mit sieben Jahren in der Bessunger Petruskirche auf den Namen Heinrich Daniel Heymann taufen. Den zweiten Vornamen Daniel gab sie ihm zum Andenken an ihren verstorbenen Mann. Mein Vater glaubte, dass die evangelische Taufe sich im »Dritten Reich« noch einmal hilfreich für die gesamte Familie herausstellen würde. Allerdings schreibt die Reichsstelle für Sippenforschung, Schiffbauerdamm 26 in Berlin, im Abstammungsbescheid vom 25. April 1938, dass die gesamte Familie eingestuft wurde als *nicht reiner Abstammung*. In den Augen der braunen Rassefanatiker war die Familie jüdischer Abstammung. Doch darauf komme ich noch einmal ausführlicher zurück.

Daniel machte seiner Pflegemutter große Freude. Sie wollte ihm Mutter und Vater zugleich sein und er wurde liebevoll von ihr umsorgt. Sie war ein großes Glück für ihn und gleicherweise er für sie. Er besuchte in Bessungen die Volksschule und war ein guter Schüler. Der alleinerziehenden Mutter war sehr daran gelegen, dass er einen ordentlichen Schulabschluss machte und danach eine gute Berufsausbildung begann. Und das hat sie beides bestens hinbekommen.

Obgleich er sich noch sehr genau an seine Taufe erinnern konnte, wurde ihm später einmal bewusst, dass er eigentlich Jude war. Ganz deutlich wurde ihm das einmal beim Baden im *Flöhbad* beim Großen Woog. Bereits im Jahr 1846 wurde

das Bad ringsum eingezäunt, nur am Südufer gab es einen offenen Badeplatz für die Jugend, eben das sogenannte *Flöhbad*. Als sich Daniel auszog und gerade seine Badehose anziehen wollte, sagte sein Freund Ludwig Alter: »Sag mal Dani, wie siehst du denn aus?« Ja, er war beschnitten und erklärte seinem Freund, was das zu bedeuten hatte. Der fiel aus allen Wolken. So etwas hatte er bisher noch nie gesehen und auch nichts davon gehört.

Er fragte: »Was hat das zu bedeuten?«

Daniel erklärte es ihm.

»Dani, ich wusste überhaupt nicht, dass du Jude bist, ich dachte immer, du seist evangelisch.«

Jetzt war es heraus und von da an entwickelte sich alles etwas anders. Je älter Daniel wurde, umso mehr stellte er Fragen. Warum hatte ihn seine leibliche Mutter damals in ein Kinderheim gesteckt? Er wollte von seiner Pflegemutter alles über seine leibliche Mutter wissen, wie sie war und ob Katharina sie gekannt und Kontakt mit ihr hatte. Wieso konnte sie darüber bestimmen, dass er evangelisch getauft wurde, obwohl er Jude war? Er fragte nach seinem Großvater, dem Vater seiner Mutter. Seine Ziehmutter erzählt ihm, dass sowohl seine Mutter als auch sein Großvater bereits tot waren. Auch der leibliche Vater, der Metzgermeister Johann Jacobi, war bereits 1855 gestorben.

Als sie ihn mit vierzehn Jahren in der Petruskirche konfirmieren lassen wollte, lehnte er das strikt ab. Er war ihr sehr dankbar, dass sie ihn mit sieben Jahren aus dem Waisenhaus geholt hatte. Doch jetzt plagte ihn ein bisschen ein schlechtes Gewissen, dass er nicht ihrem Wunsch folgen wollte. Sie wurde manchmal auf ihr »Judenbübchen« angesprochen, worüber sie sich schrecklich ärgerte. Wahrscheinlich hatte sie ihn deshalb evangelisch taufen lassen wollen.

Daniel entdeckt Mendelssohn

Daniel war ein intelligenter, wissbegieriger Junge. Bei Baruchs Eltern war ihm ein Buch in die Hände gefallen: *Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele. In drey Gesprächen* des jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn. Vielleicht war es gerade dieses Buch, das in ihm das Interesse am Glauben seiner leiblichen Mutter weckte. Wir wissen es nicht. Aber er hatte darin gelesen und Erstaunliches entdeckt. *Mendel Heymann* war Sofer, Gemeindeschreiber und Primarschullehrer in Dessau.

> *Wikipedia: Sofer »Schreiber, Schriftgelehrter« ist ein Begriff aus dem Judentum. Zur Zeit des ersten Tempels war dies die Bezeichnung für einen Schreiber. Zur Zeit des zweiten Tempels war es die Bezeichnung für einen jüdischen Schriftgelehrten. Möglicherweise gab es damals auch Schreiberinnen / weibliche Schriftgelehrte.*

Aus sehr bescheidenen Verhältnissen stammend, war er der Vater von Moses Mendelssohn, *Sohn des Mendel*, dem Stammvater der berühmten Familie Mendelssohn. Dazu muss ich gleich noch etwas erzählen. Daniel war von da an tatsächlich fest überzeugt, mit dem berühmten Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy verwandt zu sein. Er meinte sogar, eine Seelenverwandtschaft zu Felix zu verspüren, der 1809 in Hamburg das Licht der Welt erblickt hatte. Die ehemals jüdische Familie war zum Protestantismus konvertiert, genau wie er – wenn auch unfreiwillig – durch seine evangelische Taufe, die seine Pflegemutter veranlasst hatte. Wahrscheinlich hatte die frühe Konversion der Mendelssohns zur Folge, dass alle

Nachkommen zur Zeit des Nationalsozialismus nicht mehr als Juden eingestuft wurden und dem Holocaust zum Opfer fielen. Da spürte Daniel eine Verbindung zu ihm, denn auch er hatte eine jüdische Vergangenheit und war konvertiert (worden). 1816 ließ Abraham Mendelssohn, enttäuscht über die nicht wirklich vollzogene Emanzipation der Juden, seine Kinder evangelisch taufen. Seither führte die Familie den Doppelnamen Mendelssohn Bartholdy nach dem Bruder von Mendelssohns Mutter, der diesen Schritt entscheidend gefördert hatte. Felix, der berühmte Komponist, war sein Leben lang ein gläubiger Christ, der jedoch seine jüdische Abstammung nie verleugnete. 1811 war die Familie aus Hamburg nach Berlin übergesiedelt. Daniel liebte die Musik des jungen Komponisten und wollte möglichst viel über dessen Leben herausfinden. Felix' musikalische Begabung wurde von den Eltern sehr früh erkannt und gefördert. Ebenso wie seine vier Jahre ältere Schwester Fanny erhielt er den ersten Klavierunterricht von der Mutter, welche aus einer musikbegeisterten Familie stammte. Felix hatte nie eine Schule besucht. Er wurde zunächst von seinen Eltern und später von äußerst qualifizierten Hauslehrern unterrichtet. Bei Karl Heyse, dem Vater des Dichters Paul Heyse, lernte er Griechisch und Latein sowie die allgemeinen Fächer. Klavierunterricht erhielt er bei Ludwig Berger. Leider ist Felix schon mit 38 Jahren sehr früh verstorben. Zu gerne hätte Daniel mit ihm noch Kontakt aufgenommen. Mendelssohn hat insbesondere der geistlichen Musik einen Aufschwung gebracht. Wer kennt nicht seine in aller Welt gesungene Weihnachtskantate *Vom Himmel hoch* aus dem Jahr 1831 mit dem Text von Martin Luther? Und den beinahe noch berühmteren, heute noch auf allen Hochzeiten gespielten *Hochzeitsmarsch*.

Werner Richard Heymann in Berlin

Daniel erzählte seinem Enkel, meinem Vater, von einer persönlichen Begegnung mit dem Komponisten Werner Richard Heymann. Die musikalische Begeisterung Daniels setzte sich in der Familie fort. Sein Sohn Jakob blies, wie wir später noch ausführlicher erfahren, hervorragend Jagdhorn, Trompete und Posaune. Diese Begabung war so ausgeprägt, dass er sich sogar mehrmals überlegte, Musiker statt Polsterer und Tapezierer zu werden. Mein Vater konnte so wunderbar Viola spielen, dass er im Schulorchester der Liebig-Oberrealschule in Darmstadt ein begehrter Solist war. Meine Brüder und ich »mussten« alle ein Instrument in unserer Jugend erlernen, waren aber niemals so begabt wie unsere Vorväter. Vielleicht war die Namensgleichheit auch der Grund für Daniels Begeisterung für Werner Richard Heymann. Auf ihn ist er bei einem gemeinsamen Besuch mit seinem Freund Baruch bei dessen Verwandten in Berlin gestoßen. Es muss in den 1920er-Jahren gewesen sein. Baruchs Cousin arbeitete damals bei der UFA in Berlin-Tempelhof und nahm die beiden mit auf das Filmgelände. Werner Richard Heymann war schon in jungen Jahren ein berühmter deutscher Komponist, Assistent des Generalmusikdirektors der UFA und galt später sogar als einer der bedeutendsten Musikschöpfer der Weimarer Republik. Seine Werke umfassten Operetten, Filmmusiken, Schlager und Chansons. Den größten Bekanntheitsgrad erreichten seine Filmmusiken mit Interpreten wie Lilian Harvey, Willy Fritsch, Heinz Rühmann, Paul Hörbiger, Hans Albers und den Comedian Harmonists (*Die Drei von der Tankstelle,* Film-Operette 1930, *Der Kongress tanzt*, Film-Operette 1931).

Die Hauptstadt erlebte eine goldene Ära, eine blühende Zeitepoche der Entspannung nach dem Ersten Weltkrieg. Die Menschen konnten nach den Schrecken des Kriegsgeschehens aufatmen und wollten sich wieder voll und ganz dem Genuss zuwenden. Nicht umsonst sprach man von den *Goldenen Zwanzigern*, denn man kehrte zur Normalität zurück. Es gab viele neue Arbeitsplätze. Industrie und Wissenschaft blühten auf. Das Berliner Nachtleben in den Jazz-Lokalen, Revuepalästen und Tanzbars kam auf einen ausgelassenen Höhepunkt. Frauen erlebten eine Emanzipation wie noch nie zuvor. Sie ließen sich plötzlich ihre langen Haare abschneiden und erschienen in aufsehenerregender neuer sexy Mode. Das hatte es zuvor noch nie gegeben und sich auch nicht gehört: Frauen rauchten in der Öffentlichkeit und tanzten unbeschwert. Ein Tanz auf dem Vulkan? Die beiden älteren Herren aus Darmstadt, Daniel und Baruch, verstanden diese »große Welt« überhaupt nicht. Sie kamen aus der Provinz und hatten so etwas noch nie erlebt. Natürlich besuchten sie auch die weit bekannte *Kakadu-Bar* Ecke Kurfürstendamm und Joachimsthaler Straße – die größte Bar in Berlin und Treffpunkt von Künstlern, Filmstars, Wirtschaftsbossen und, wie könnte es auch anders sein, der sogenannten Halbwelt. Eigentlich konnten die beiden sich dort überhaupt nichts leisten, denn es wurden Preise aufgerufen, wie sie in einer Woche nicht verdienten. Aber ihr Cousin von der UFA hatte sie großzügig eingeladen. »Künstler sind ein eigener Menschenschlag«, meinte Daniel. Ihr Verwandter wurde überall überschwänglich begrüßt, eben wie ein alter Bekannter. Jeder wusste um seine Verbindung zur UFA und das weckte natürlich Begehrlichkeiten bei allen Sternchen und Stars.

Natürlich zeigte ihnen der Vetter auch das legendäre *Clärchens Ballhaus*, eine Berliner Institution, 1913 unter Leitung von Fritz und Clara Bühler eröffnet. Der Bau überstand den Zweiten Weltkrieg und blieb in Berlin-Mitte

als Tanzhaus auch zu DDR-Zeiten erhalten. Ihr Cousin schleifte sie auch durch einige »schräge« Berliner Nachtlokale, die Schwule, Lesben und Transvestiten anzogen, für die beiden aus der Provinz etwas völlig Neues. So etwas hatten sie in ihrem ganzen Leben noch nie gesehen. Natürlich waren sie anderntags auch wieder brav im berühmten *Café Kranzler*, das im Jahr 1825 der Wiener Zuckerbäckergeselle Johann Georg Kranzler an der Ecke Friedrichstraße und Unter den Linden 25 eröffnet hatte. Das sensationelle Caféhaus wurde leider am 7. Mai 1944 durch Luftangriffe der Alliierten zerstört, aber auch wieder aufgebaut.

Alles währte, bis Hitler an die Macht kam. Die rauschende Lebenslust war mit einem Mal vorbei, als SA- und SS-Männer in ihren Uniformen, aber auch in Zivil, Bars und Lokale überfielen und meistens ihre Besuche mit wilden Schlägereien und Rufen wie »Juden raus!« skandierten. 1937 wurden die meisten Etablissements geschlossen.

In Berlin gab es ein *Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt*, Rosenthaler Straße, das täglich zwischen zehn und zwanzig Uhr geöffnet hatte. In diesen Räumen beschäftigte Otto Weidt schon vor und noch während des Zweiten Weltkriegs hauptsächlich blinde und gehörlose Juden. Sie stellten Besen und Bürsten her. Die jüdischen Berliner Arbeiterinnen und Arbeiter sollten vor Verfolgung und Deportation geschützt werden. Für einige von ihnen befanden sich in den Räumen des heutigen Museums auch Verstecke. Bis zum Kriegsbeginn haben rund 80.000 Berlinerinnen und Berliner Deutschland verlassen. Einige erschreckende Zahlen habe ich gelesen: Bis zum Kriegsende wurden 55.000 Juden aus der Hauptstadt Berlin deportiert, viele von ihnen sind in Vernichtungslagern ermordet worden. Andere wiederum sahen keinen anderen Ausweg als den Suizid.

Bei der Universum Film Aktiengesellschaft hat auch Werner Richard Heymann 1933 wegen seiner jüdischen Abstammung seine fristlose Kündigung erhalten. Zunächst

ging er in die Emigration nach Paris, fühlte sich aber dort nicht wohl und auch nicht sicher. Danach versuchte er in Hollywood eine neue Heimat und Wirkungsstätte zu finden, was aber leider auch nicht klappte. Er kehrte wieder nach Paris zurück und ging später nach London. Doch auch dort wurde die Angst vor den Nationalsozialisten immer größer, sodass er Ende der 30er-Jahre ein weiteres Mal in die USA emigrierte, sprichwörtlich mit dem letzten Dampfer. Diesmal gelang es ihm, dort Fuß zu fassen. Die Amerikaner hatten ihn verstanden, er war aus dem *alten Europa* herübergekommen, komponierte in Hollywood mit überragendem Erfolg zahlreiche Filmmusiken und wurde mehrmals für den Oscar nominiert. Mein Vater beobachtete seinen berühmten Namensvetter weiterhin, ihm hatte es seine Musik bis ins hohe Alter sehr angetan. Wer kennt nicht den berühmten Schlager mit dem sehnsuchtsvollen Text aus dem Jahr 1932 und von den *Comedian Harmonists* gesungen:

Irgendwo, auf der Welt, gibt's ein kleines bisschen Glück
Und ich träum davon in jedem Augenblick
Irgendwo, auf der Welt, gibt's ein bisschen Seligkeit
Und ich träum davon schon lange, lange Zeit
Wenn ich wüsst, wo das ist, ging ich in die Welt hinein
Denn ich möcht einmal recht so von Herzen glücklich sein
Irgendwo, auf der Welt, fängt mein Weg zum Himmel an
Irgendwo, irgendwie, irgendwann

Im Jahre 1951 kehrte Werner Richard Heymann in seine Heimat nach Deutschland zurück. Er starb im Alter von nur 65 Jahren 1961 in München.

Jüdische Sitten und Gebräuche

Mit seinem Freund Baruch sprach Daniel oft über jüdische Sitten und Gebräuche. Der erklärte ihm zum ersten Mal, dass er, trotz seiner evangelischen Taufe, nach jüdischen Vorschriften immer noch Jude sei.

Das Judentum unterscheidet sich in einer ganz besonderen Regel von anderen Religionen. Das Missionieren ist dem Judentum fremd. Nach den Grundsätzen der jüdischen Religion soll niemand, der nicht nach jüdischem Gesetz geboren ist, bekehrt werden.

»Als Jude geboren, bleibst du immer Jude«, sagte er zu Daniel. »Im Judentum gilt die mütterliche Abstammung.«

Von Baruch lernte er aber noch viel mehr. Er entwickelte sich schon bald zu einem echten Sprachgenie. Französisch Lernen war zu dieser Zeit *en vogue* und in der Schule die erste Fremdsprache. Daniel sollte es auf seinen Wanderjahren als Polstergeselle in Frankreich gut gebrauchen können. Aber gut gefiel ihm auch das Schwyzerdütsch, das er von seinen Arbeitskollegen in der Schweiz schnell annahm.

Baruch brachte ihm einige Brocken Hebräisch und Jiddisch bei. Baruchs Familie sprach Jiddisch, eine fast tausend Jahre alte Sprache, die von aschkenasischen, meistens mittel-, nord- und osteuropäischen Juden in weiten Teilen Europas gesprochen und geschrieben wurde. Es ist eine aus dem Mittelhochdeutschen hervorgegangene westgermanische, mit hebräischen, aramäischen, romanischen, slawischen und weiteren Sprachelementen angereicherte Sprache und tönte für Daniel ein bisschen wie ein dem Deutschen verwandter Dialekt. Wenn er an manchen Freitagabenden bei Baruchs Familie zum Abendessen eingeladen war und

Baruchs Vater am Vorabend des Schabbats vor dem Essen Brot und Wein rituell segnete, fühlte er sich sehr verbunden mit diesen Menschen und ihrem Glauben. In der Synagoge spielte Baruchs Vater die Orgel und mittwochabends übte er mit dem Chor. Als etwas ganz Besonderes empfand Daniel das *Chanukkafest*. Während Christen die Geburt Jesu feiern, bedeutet »Chanukka« so viel wie »Neueinweihung« oder »Wiedereröffnung«. Zu *Chanukka* gedenken Juden der Befreiung Jerusalems von der Herrschaft der griechischen Eroberer und der Wiedereinweihung des dortigen Tempels im jüdischen Jahr 3597. Das jüdische *Chanukka* (Hanukkah oder auch Lichterfest) wird um die christliche Weihnacht gefeiert. Es findet immer am 25. Tag des jüdischen Monats *Kislew* statt. Eingeführt wurde das Fest von *Juda Makkabi* und seinen Brüdern.

Daniel war zunehmend fasziniert vom Judentum. Er konnte seine Ohren gar nicht genug spitzen, um möglichst viel über den Glauben seiner Vorväter zu erfahren. Bei einem feierlichen Abendessen vor dem Schabbat mit koscherem Wein und Traubensaft, dem Hefezopf und dem Salz sprachen sie über das jüdische Verständnis des Todes.

Der Tod ist für Juden wie die Nacht, die zwischen zwei Tagen liegt, dem Tag auf dieser Welt und dem Tag des ewigen Lebens. So gelten auch die jüdischen Friedhöfe als *Haus des Lebens* oder *Haus der Ewigkeit*. Allerdings gibt es unterschiedliche Vorstellungen davon, wie es nach dem Tod eines Menschen in der Ewigkeit oder im Jenseits weitergeht. Manche glauben, dass jeder Mensch direkt nach seinem Tod vor Gottes Gericht steht. Deshalb versuchen die Angehörigen, Gott mit ihren Gebeten für den Toten einzunehmen und gnädig zu stimmen. Nur so, glauben sie, kann die Seele des Toten weiterleben. Manche Juden sind davon überzeugt, dass alle Toten zusammen am Jüngsten Tag auferstehen. Dann lässt Gott ihre Gebeine wieder lebendig werden. Deshalb ist den Juden die Totenruhe heilig. Sie verbrennen ihre Toten nicht, sie erhalten eine

Erdbestattung. Ein jüdisches Grab darf nur einmal belegt werden. Auf dem jüdischen Friedhof in Darmstadt stehen uralte Grabsteine mit Inschriften, die wir leider nicht entziffern können, weil wir der hebräischen Sprache nicht mächtig sind.

Daniel wusste damals noch nicht, dass Baruch in seinem späteren Leben noch einmal eine bedeutende Rolle für die Familie Heymann spielen sollte …

Daniel beginnt seine Berufskarriere

Nach der Volksschule begann Daniel eine Tapezierer- und Polstererlehre bei *Tapezier Netz* in der Alexanderstraße in Darmstadt. Auch sein Freund Ludwig Alter, der später bekannte Darmstädter Möbelfabrikant, fing mit ihm zusammen eine Lehre bei Netz an. Daniel bekam von seinem Meister, dem bekannten *Großherzoglichen Hofhandwerker*, im Frühjahr 1866 ein ausgezeichnetes Lehrzeugnis ausgestellt. Seine Gesellenprüfung bestand er ebenso mit einer besonderen Auszeichnung. Die daran anschließende traditionelle Walz verbrachte der junge Handwerksgeselle in München, Konstanz, in der Schweiz und im Elsass. Eigentlich hatte er sich auch in die große weite Welt zu Lehr- und Wanderjahren aufmachen wollen. Sein Traum, mit einem Schiff nach Amerika zu fahren, den er schon in seiner Jugend hatte und wovon ihn seine Mutter immer abhalten wollte, wenn er ihr davon vorschwärmte, wurde jedoch unerwartet zunichtegemacht.

Am 17. Juli 1870 erklärte der französische Kaiser Napoléon III. den Krieg an Preußen. Theodor Fontane schreibt, *der 1. Juli 1870 sah Europa in tiefem Frieden. Nichts fröhlicher, nichts friedlicher als die Mitsommerzeit im schönen Ems. Das Leben ein Idyll.*[1] Deutschland und Europa waren schockiert. Die *Times* in London schrieb in ihrer Ausgabe vom 19. Juli 1870, man liest und staunt, in *französischer* Sprache: *C'est le plus grand crime qu'une nation ait commis depuis la chute de Napoléon I. (Es ist das größte Verbrechen, das eine Nation seit dem Fall Napoleons I. begangen hat).* Wahrscheinlich war der Situation Rechnung getragen, dass Französisch vom 17. bis 19. Jahrhundert die

Sprache der Diplomatie, des Adels und der europäischen Höfe war.

Erst im 19. Jahrhundert wurde Englisch zur Weltsprache, als Großbritannien zum Imperium wurde und so bis zu einem Drittel der Weltbevölkerung beherrschte. Das Vereinigte Königreich war die größte Kolonialmacht der Geschichte und im ausgehenden 19. Jahrhundert mit Kolonien und Protektoraten auf jedem der bewohnten Kontinente. Rund ein Viertel der Weltbevölkerung und Landfläche umfassend, galt es als »Reich, in dem die Sonne nie unterging«, und dass in jeder Kolonie Englisch gesprochen wurde, förderte die Entwicklung des Englischen zur Weltsprache Nummer eins enorm.

Mein Urgroßvater erklärte seinem Enkel später, als der Deutsch-Französische Krieg in der Schule durchgenommen wurde, weshalb eine Nation wie Frankreich, noch in scheinbar friedlichem Einvernehmen mit seinem Nachbarn Deutschland lebend, diesem ohne triftigen Grund urplötzlich den Krieg erklärte: Die Franzosen sahen ihre Vormachtstellung in Europa gefährdet. Sie beobachteten die Entwicklung um sich herum mit großer Sorge, insbesondere die exponentielle Entwicklung des Vereinigten Königreichs von Großbritannien. Wie wir aus den Geschichtsbüchern wissen, war der ausschlaggebende Funke, der den Krieg zum Ausbruch brachte, die Frage der spanischen Thronfolge und die Provokation Bismarcks mit der sogenannten *Emser Depesche*.

Der preußische Ministerpräsident Otto von Bismarck bekam, was er gewollt hatte: Frankreich war der Angreifer, die süddeutschen Staaten sprangen den Preußen treu zur Seite und das übrige europäische Ausland verhielt sich neutral. Klaus-Jürgen Bremm, ein deutscher Militärhistoriker, bemerkte dazu: *Mit atemberaubender Schnelligkeit hatten seit August 1870 die deutschen Armeen das Kartenhaus französischer Selbstüberschätzung und Realitätsverleugnung zum Einsturz gebracht.*

Daniel befand sich zu dieser Zeit gerade bei einem Tapisserie-Meister im Elsass. Frankreich musste einen Großteil dieses Gebietes und einen Teil von Lothringen an den Norddeutschen Bund und vier süddeutsche Staaten abgeben, die sich zum Deutschen Reich zusammengeschlossen hatten. Als Deutscher war Daniel im Elsass nicht mehr so gut angesehen und fühlte sich schon ganz und gar nicht mehr sicher und wohl. Er wollte sich schleunigst außer Landes begeben. Bekanntermaßen hat Frankreich diesen Krieg verloren. Der französische Außenminister Jules Favre erschien am 24. Januar in Versailles und verhandelte mit Bismarck die Bedingungen des Waffenstillstandes. Am 26. Januar wurde das Bombardement eingestellt, am 28. Januar 1871 unterzeichnete man den Waffenstillstandsvertrag, der für Paris sofort in Kraft trat.

Über manche Umwege kam Daniel jedoch glücklicherweise heil nach Darmstadt zurück. Ich konnte nicht herausfinden, ob er an diesem Krieg teilnehmen musste oder nicht. Er hatte nichts anderes im Kopf, als so bald wie möglich seine Meisterprüfung abzulegen. In Frankreich, wo der Beruf des »Tapissiers« eine ganz besondere Bedeutung genießt, lernte er, Räume mit wertvollen Wandteppichen, Wandbespannungen aus Seide und kostbaren Stoffdrapierungen auszustatten. Auch die stilvolle Polsterung von Sofas und Sesseln des jungen Handwerkers sprach sich schnell herum – auch bis zu Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein, dem späteren Großherzog von Hessen-Darmstadt.

Und genau das war sein Traum, Hoflieferant zu werden wie sein Lehrmeister Netz. Sein Meisterstück schwirrte ihm bereits im Kopf herum. Ein Gründerzeitsofa mit ersten Jugendstilelementen, wie er sie schon in Frankreich andeutungsweise rudimentär gesehen hatte. Er wollte sich auf seine Vorstellungen konzentrieren, eine ganz eigene neue Möbelform schaffen, wie man sie bisher noch nicht